

■ KURT LUDEWIG | MÜNSTER

Psychische Systeme – ein nützliches Konzept für die systemische Praxis?

Übersicht: Die Theoriebildung im Bereich der Systemischen Therapie hat im Wesentlichen auf soziale und kommunikative Systeme fokussiert. Im vorliegenden Aufsatz wird ein Verständnis der psychischen Phänomene angestrebt, das geeignet ist, die systemische klinische Theorie zu ergänzen. Vom vorherrschenden einheitlichen Denken abweichend, wird hier ein vielfältiges Verständnis menschlicher Seinsweise zugrunde gelegt, wonach Menschen andauernd vorübergehende psychische Systeme generieren und verkörpern, die sich aus emotionalkognitiven Kohärenzen um einen bestimmten Sinn zusammensetzen und die *aktuellen Iche* darstellen. Das *personale Ich* antwortet wiederum mit einer berichteten Synthese (Narrative) dieser Systeme auf die Frage nach den charakterisierenden Eigenschaften eines Menschen. Die »gespeicherten« psychischen Systeme bilden das polyphrene (vielgeistige) Reservoir, aus dem der Mensch sich selektiv bedient, um auf innerliche Ansprüche oder kommunikativ auf die Erfordernisse seiner sozialen Mitgliedschaften zu reagieren. Für die klinische Theorie impliziert dieses Verständnis, dass individuelle Lebensprobleme von psychischen Systemen reproduziert werden. Diese gilt es, in der Therapie aufzulösen. Hierzu kann die sogenannte Teilarbeit ein metaphorisch nützliches Mittel bieten.

Schlüsselwörter: Psychische Systeme, emotionalkognitive Kohärenzen, Multiplizität, Polyphrenie, klinische Theorie, systemische Einzeltherapie, Teilarbeit

Die Theoriebildung im systemischen Praxisfeld hat sich bislang im Wesentlichen auf soziale und kommunikative Systeme konzentriert und die psychischen Prozesse von Individuen weitgehend vernachlässigt. Im Kontrast hierzu fokussiert der vorliegende Aufsatz auf Intrapsychisches und sucht nach Möglichkeiten, diese Phänomene auf eine Weise zu fassen, die für die Konzeptualisierung psychotherapeutischer und anderer professioneller Tätigkeiten aus systemischer Sicht sinnvoll und nutzbringend ist. Von psychischen Systemen ist hier dann die Rede, wenn infolge von Beobachtungen erschlossen wird, dass den Aktivitäten eines Individuums operationale Zusammenhänge oder Kohärenzen zugrunde liegen, die einen *Sinn*¹ erzeugen und reproduzieren. Die Elemente dieser Zusammenhänge werden als *emotionalkognitive*² Kohärenzen betrachtet, die andauernd entstehen und

vergehen, also vergänglich bzw. temporalisiert sind. Deshalb müssen sie immer wieder generiert bzw. regeneriert werden, um den spezifischen Sinn, der das entsprechende psychische System konstituiert, kontinuierlich zu erhalten.

Im Unterschied zum Verständnis der individuellen Psyche als *eines* psychischen Systems wird es hier um die



Es ist systemisch kompatibler, intraindividuelle Prozesse als vielfältig statt als einheitlich zu verstehen

Frage gehen, inwiefern eine auf Vielfalt fokussierende Auffassung intraindividuelle Prozesse mit dem systemischen Verständnis kompatibler ist als das traditionelle Einheitlichkeitsverständnis. Darüber hinaus sollen die theoretischen Voraussetzungen geschaffen werden, um zu prüfen, ob ein solches Verständnis im Vergleich zum derzeit geltenden einen empirischen Zugewinn erwarten lässt. Schließlich erscheint die Erkundung des Psychischen aus systemischer Perspektive nicht zuletzt deshalb sinnvoll, weil in der professionellen Praxis andauernd

¹ Sinn hier nach Luhmann (1984) verstanden als selbstreferenzielle, instabile, sich fortlaufend regenerierende selektive Strategie der Komplexitätsreduktion durch psychische und soziale Systeme.

² *Emotionalkognitiv* (ohne Bindestrich) meint hier die untrennbare wechselseitige Beziehung emotionaler und kognitiver Prozesse bei allen psychischen Prozessen (vgl. u. a. Ciompi, 1997).

Annahmen – meistens anderer theoretischer Provenienz – über intrapsychische Momente in die Planung und Durchführung eingehen, ohne deren systemische Angemessenheit ausdrücklich geprüft zu haben. Diesem Umstand bestmögliche Abhilfe zu schaffen ist das Ziel des vorliegenden Aufsatzes.³

Im Vorwort zu einer der ersten Annäherungen an dieses Thema im Kontext der Familientherapie bemängelte bereits vor mehr als 30 Jahren der US-amerikanische Psychologe Michael Nichols (1987) die fast ausschließliche Beachtung der Familie in der damaligen Literatur. Die Familie einzubeziehen habe die Psychotherapie zwar bereichert, dabei wurde aber unwillkürlich der Verzicht auf die Individualität der Beteiligten in Kauf genommen. Im Unterschied zur üblichen Polarisierung von Individuum und System ermuntert Nichols den Praktiker, je nach Bedarf mit beiden Aspekten, Person oder Selbst der Beteiligten, aber auch mit dem sozialen System, das sie konstituieren, umzugehen. Man sei gut beraten, sich von diesem Entweder-Oder zu lösen und so Wahlfreiheit zu gewinnen (vgl. auch Levold, 2008, S. 132). Im deutschen Sprachraum eröffnete unter anderen Christian Spengler (1997) die Diskussion mit einem Versuch, Konzepte der sozialen Systemtheorie Luhmanns mit Elementen psychoanalytischer Theorie zu vereinbaren. Luhmann (1984) seinerseits betrachtet Interaktionssysteme als bestehend aus aneinander anschließenden Kommunikationen, wobei biologische und psychische Systeme zur notwendigen Umwelt dieser Systeme gehören, jedoch nicht zum sozialen System selbst. Martens (1991) wendet dagegen ein, dass die Bestandteile einer Kommunikation jeweils von psychischen und körperlichen Systemen vollzogen werden, sodass diese Systeme mindestens in Teilen als Kom-

ponenten sozialer Systeme betrachtet werden müssen. Ein weiteres Projekt zur Wiedereinführung des Individuums in das systemische Verständnis von Therapie geht auf Jürgen Kriz zurück. Im Kontrast zu Luhmann argumentiert Kriz, dass Kommunikation nicht bloß an Kommunikationen, sondern auch an Gedanken anschließe. Kriz schlägt vor, von einer personenzentrierten Systemtheorie auszugehen (vgl. u. a. Kriz, 1990, 1999).

Neben diesen Entwicklungen fand Anfang der 1990er Jahre in der Systemischen Therapie eine Renaissance der Emotionen und so auch ihrer Träger, der individuellen Menschen, statt (vgl. Welter-Enderlin & Hildenbrand, 1998). Tom Levold (1997) hatte u. a. diese Erweiterung mit dem Einwand eingeleitet, dass die Systemische Therapie sich auf die Beschreibung und Konzeptualisierung menschlicher Probleme als »Erzählung« (Kommunikation) beschränkt, deren »Erleben« (als affektiv getönte Erfahrung) jedoch weitgehend vernachlässigt habe. Neben der Beschäftigung mit Emotionen fand zugleich ein Wiederwachen des wissenschaftlichen Interesses an entwicklungspsychologischen (z. B. Säuglingsforschung), neurophysiologischen (z. B. Hirnforschung) und beziehungstheoretischen (z. B. Bindungstheorie) Fragestellungen statt, die allesamt die Voraussetzungen für menschliche Interaktionen und so auch die Wechselwirkungen zwischen Individuum und Kollektiv thematisieren. Luc Ciompi (1997) konkretisierte diese Forderung durch Aktualisierung seiner im Jahr 1982 vorgelegten *Affektlogik*, indem er den bei jeder psychischen Leistung untrennbar vorkommenden Zusammenhang von Affekt und Denken unterstrich. Im systemisch-therapeutischen Feld war notwendig geworden, die fast ausschließliche Fokussierung auf das soziale Geschehen um die individuelle Perspektive zu ergänzen (vgl. u. a. Boscolo & Bertrando, 1996).

Einheitlichkeit oder Multiplizität?

Die hier zugrunde gelegte Behauptung lautet, dass psychische Systeme das individuelle Gegenstück zu den Komponenten – den »Mitgliedern« – sozialer Systeme darstellen. Bei der Beobachtung sozialer Interaktionen kann man je nach gewähltem Beobachtungsfokus psychische oder soziale Systeme unterscheiden, auf der Ebene der basalen Operationen entweder Bewusstsein (Vorstellungen, Gedanken, Reflexionen) oder Kommunikation. Das Verhältnis von psychischen und sozialen Systemen stellt sich nach Luhmann (1984, 1995, S. 144–145) als eine Verbindung der strukturellen Kopplung dar. Beide Systemtypen operieren zwar mit Sinn und bedürfen einander als Umwelt, um existieren zu können, sie operieren aber voneinander unabhängig und generieren dabei jeweils unterscheidbare Prozesse, hier Bewusstsein, dort Kommunikation.

Die tradierten, auf Einheitlichkeit gedachten Konzepte menschlicher



Die tradierten, auf Einheitlichkeit gedachten Konzepte menschlicher Identität sind nicht mehr angemessen

Identität bzw. des Selbst werden, eingedenk der stetig wachsenden Flut von Einflüssen auf den gegenwärtigen Menschen in der Informations- oder Netzwerkgesellschaft (vgl. Castells, 2010), verschiedentlich als nicht mehr angemessen betrachtet. Die Antworten auf die diesbezüglichen Grundfragen: Wer bin ich? Wer bin ich geworden? Wer möchte ich sein?, also nach Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft eines Menschen zu einer gegebenen Zeit, verlangen eine angemessene Komple-

³ Ob dies einen weiteren Aspekt zu einer umfassenden Systemtheorie der Psychotherapie im Sinne von Jürgen Kriz (2010a) beiträgt, bleibt abzuwarten.

xitätsreduktion, die nicht mehr durch simple Einheiten zu erreichen ist. Die akademische Psychologie antwortet hierauf mithilfe der Konzepte »Ich«, »Identität«, »Selbst« bzw. »Selbstkonzept« und »Persönlichkeit«.⁴ Was ist aber dieses Selbst? Ist es eine Konstante oder eine Variable? Ist es eine vom Beobachter unabhängige, essenzielle Realität oder nur eine jener <Realitäten-in-Klammern> im Sinne Maturanas (vgl. Maturana & Varela, 1987), die wir erzeugen, um uns in unseren Welten zurechtzufinden? Und wenn Letzterem der Vorzug gegeben würde, ließen sich daraus nützliche Konzepte etwa für die psychotherapeutische Arbeit ableiten? Auf dem Hintergrund dieser Fragen lohnt es sich, einen Blick auf die konfliktgeladene Geschichte dieser Konzepte zu werfen.

Während in der Literatur die Existenz von mehr als einer Seele in einer Brust kein unüberwindbares Problem darstellte – man denke an Dr. Jekyll und Mr. Hyde, Dorian Gray usw. –, war dieses Phänomen in den Humanwissenschaften eher verpönt und wurde in der Regel zur Psychopathologie degradiert. Bücher, welche das komplexe Zusammenspiel von Gut und Böse in einem Individuum thematisieren und diese unvereinbar widerstrebenden Tendenzen zu unterschiedlichen Personen gewissermaßen »externalisieren« (vgl. White & Epston, 1989), füllen viele Regale. In jüngster Zeit und insbesondere seit Einführung des narrativen Ansatzes in der Psychotherapie durch sozial-konstruktivistische Autoren, ist man zunehmend radikaler von einem substanziellen Verständnis menschlichen Geistes abgerückt und zu einem interaktionellen übergegangen; das Resultat ist das Konzept der relationalen Identität (vgl. u. a. Shotter

& Gergen, 1989).⁵ In den Geisteswissenschaften tritt diese Sichtweise als »Postmoderne« auf (vgl. Welsch, 1990). Ein wichtiger Zweig der US-amerikanischen Familientherapie wendet sich diesem Verständnis zu, was in den Schriften »postmoderner« Autoren wie u. a. Harlene Anderson, Harry Goolishian und Lynn Hoffman deutlich wird. Nebenher entfaltet sich auch in den Kognitionswissenschaften ein zunehmender Zweifel an der Einheitlichkeit des Geistes (vgl. Varela & Thompson, 1991). Es gebe im Gehirn keinen Organisator der Hirntätigkeit; das Bewusstsein funktioniere vielmehr wie ein Netz mehr oder weniger verschalteter Abläufe, die immer wieder von weiteren Erfahrungen neu generiert würden (vgl. auch Haken & Schiepek, 2006). Der Hirnbiologe Gerhard Roth (2001) berichtet von mindestens acht mehr oder weniger voneinander unabhängigen »Ichen« bzw. Bewusstseinszuständen, die unterschiedlichen Arealen des Gehirns zuzuordnen seien (vgl. auch LeDoux, 2002). Diese hier exemplarisch skizzierten Denkanstöße aus den Geistes- und Sozialwissenschaften im Zusammenhang mit jüngsten Erkenntnissen aus Neurobiologie und Kognitionswissenschaft erschüttern allmählich den Glauben an eine zugrunde liegende einheitliche Essenz oder Substanz des menschlichen Geistes (vgl. auch Keupp, 1999).

Die Entscheidung, ob persönliche Multiplizität eine normale Reaktionsweise auf komplexe Ansprüche (vgl. Gergen, 1991), Ausdruck spezifisch menschlicher Geistestätigkeit (Polyphrenie, s. weiter unten) oder aber eines pathologischen Zustands ist, könnte auf dem ersten Blick selbstverständlich erscheinen: Multiplizität

muss wohl pathologisch sein, denn sie steht im Widerspruch zu unserem primären Erleben der eigenen Selbigkeit. Eine solche Pathologisierung steht außerdem im Einklang mit der Einheitslichkeitsorientierung westlicher Denktradition. Beim näheren Hinsehen jedoch erweist sich diese subjektiv durchaus nachvollziehbare Denkoption als mindestens diskutabel. Einheitlichkeit zur Norm zu erheben erscheint darüber hinaus als problematisch, v. a. wenn sie als Mittel zur Diskriminierung und sozialen Exklusion eingesetzt wird, etwa bei multipel erscheinenden Zuständen, die als Schizophrenie (gespaltener Geist), dissoziative Identitätsstörung oder multiple Persönlich-



Einheitlichkeit als Norm ist problematisch, wenn sie der Diskriminierung dient

keit diagnostiziert werden.⁶ Diese Praxis ist vor dem Hintergrund medizinischen Denkens nicht verwunderlich, denn dieses Denken folgt der biologischen Einschätzung, wonach alles Lebendige immer Teil eines Gesamten ist, nämlich eines lebenden Organismus, und dies wiederum das Unteilbare – Individuierbare – eines Lebewesens bzw. des Individuums ausmache. Leben komme in einem Individuum eben nur einmal vor.

⁴ Vgl. u. a. das Mentalisierungskonzept der britischen Psychoanalyse (vgl. Fonagy et al., 2002) und das Konzept der Affektabstimmung nach Daniel Stern (1985).

⁵ Das Verständnis des Menschen als relationalen Wesens dürfte in unserer Zeit zurückgehen auf die Phänomenologie des ausgehenden 19. Jahrhunderts (vgl. Abels, 2010; Jörissen & Zirfas, 2010).

⁶ Schizophren diagnostizierte Menschen scheinen sich vielmehr auf einen monophrenen Zustand reduziert zu haben, der nicht genügend selektiert und deshalb zu uniformen und unflexiblen Reaktionen führt. Pathologisch wirkende dissoziative Zustände und andere multiple Erscheinungsweisen kommen wiederum dann vor, wenn auf äußere Ansprüche nicht mit der Aktivierung eines passenden psychischen Systems reagiert werden kann, sodass Aktuelles und Vergangenes unselektiert nebeneinander wirken, manchmal sogar ohne Wissen voneinander.

Selbst in der Geschichte der allzu nach Einheitlichkeit ausgerichteten Psychologie finden wir verschiedene Ansätze zu einer multiplen Sicht des Psychischen. Bereits Ende des 19. Jahrhunderts unterscheidet einer ihrer Pioniere, William James (1892), das Mich (»me«) als Objekt vom erkennenden Subjekt Ich (»I«). Das Mich werde dreifach konstituiert: Das materielle Mich (der Körper), das soziale Mich (der Empfänger sozialer Beachtung) und das geistige Mich (die Summe meiner Bewusstseinszustände und psychischen Fähigkeiten). Für einen moderneren, jedoch nicht minder skeptischen Psychologen, Jerome Bruner (1990), geht ein Großteil der theoretischen Schwierigkeiten der Psychologie im Umgang mit dem »Ich« auf jene Neigung zum Essentialismus zurück, die das Ich als eine Substanz mit erkennbaren Eigenschaften auffasst. Weitere Konzeptionen des Ichs im Unterschied zu einheitlichen Auffassungen findet man u. a. im Konzept des *distributiven Ichs* (Perkins, 1990, zit. n. Bruner, 1997, p. 116) und in der Unterscheidung zwischen »past selves«, »now selves« und »possible selves« (vgl. Markus & Nuri-as, 1986).

Eine radikale Abwendung von substanziellen und einheitlichen Selbstkonzepten wurde von sozialen Konstrukтивisten angestoßen. Unter Rückgriff auf sprachphilosophische und narrative Ansätze, wonach Identität und Selbst bloß sprachlich erzeugte Selbstbeschreibungen ohne »etwas dahinter« seien, ging man zu allen Konzepten auf Abstand, die dem Selbst Substanzielles unterstellen. Vom Verständnis der Identität als Ausdruck eines homogenen Selbsts ging man zu variablen Selbst über, von einheitlicher Substanz zur Kontinuität und Reflexivität (vgl. z. B. Shotter & Gergen, 1989; Rowan & Cooper, 1999).⁷ Einen

⁷ Frühere Wurzeln davon finden sich u. a. bei Berger & Luckmann (1969) und in der Soziologie Goffmans (Goffman, 1969).

nachhaltigen Impuls neueren Datums in dieser Richtung kam von einem Zweig der US-amerikanischen Sozialpsychologie (vgl. Gergen, 1990, 1991, 1999; Gergen & Gergen, 2004). Gergen übte heftige Kritik an den herrschenden Auffassungen der akademischen Psychologie, welche die menschliche Psyche als Aggregat von Teilen mit unterschiedlicher Ausprägung, gewissermaßen als »Behälter von Eigenschaften« betrachtet (Gergen, 1990). Mithilfe einer Reihe von Untersuchungen in den 1960er und 1970er Jahren wies er nach, dass sich das Selbstkonzept von Menschen als Reaktion auf die verschiedenen Menschen, mit denen sie interagierten, veränderte. Zur Bezeichnung dieser Pluralität wählte er zunächst den Begriff »*Multiphrenie*« als ein Syndrom der sozialen Übersättigung (social saturation), um es später (1999) auf »*polyvocality*« (Vielstimmigkeit) als Ergebnis vielfältiger, internalisierter Interaktionen zu erweitern.

Ähnliche Projekte finden sich in der deutschen Sozialpsychologie u. a. bei Bildens »multiplen Identitäten« (1989) und Keupps »Patchworkidentität« (1989, 1999). Sie beinhalten allesamt den Versuch, das Verhältnis von Teil und Ganzem, von Struktur und Prozess individueller Seinsweise sowie von Individuum und Gesellschaft, von

zu den bisher skizzierten Optionen, die den Identitätsbegriff weitgehend verflüssigen, nimmt Jürgen Straub ein (vgl. u. a. Straub & Chakkarath, 2010). Die sog. postmoderne Auseinandersetzung mit diesem Begriff gründe in einer unnötigen Abgrenzung nach einer Seite hin, nämlich gegen das Nicht-Identische. Sinnvoller sei es, Identität auf einem zweidimensionalen Konti-

» Identität wird als
Variable verstanden,
nicht als Konstante

nuum zwischen Totalität und Multiplizität anzusiedeln. Totalität bezeichne eine geschlossene Form des Selbstverständnisses einer Person, die Fremdes ausschließe, Multiplizität wiederum bezeichne Zustände, in denen die Persönlichkeit in verschiedene Selbstanteile zerfallen sei, die in keinerlei Beziehung zueinander stehen (ebd., S. 114 f.).

Identität sei eine Variable und keineswegs eine Konstante.⁸ Als komplexe und variable Struktur fokussiere die Identität bei allem biografischen Wandel das, was dieser Person ermöglicht, dennoch *eine* Person zu bleiben. Identität sei die Einheit solcher Differenzen.

Psychische Systeme

Die Bezeichnung »psychische Systeme« soll hier für unterscheidbare Zusammenhänge von sinnhaften Erfahrungen verwendet werden, an die weitere Erfahrungen um den gleichen Sinn anschließen können. Manche dieser Erfahrungen werden dann zu Erlebnissen synthetisiert, die unbewusst motivierte Handlungen anstoßen, andere werden zu Bewusstsein und können zudem gezielte Handlungen aus-

⁸ Kennzeichnend in diesem Zusammenhang erscheint mir die Definition: »Identität ist andauernde Arbeit an einem Bild, wer wir sein wollen« (Abels, 2010, S. 16).

» Es gilt, das Verhältnis von
Ich und Anderen neu zu
bestimmen

Ich und Anderen neu zu bestimmen und mit Konzepten der Selbstorganisation in Verbindung zu bringen. Bilden (ebd.) nimmt aus systemtheoretischer Sicht weitgehend Abschied vom eindimensionalen Identitätskonzept und optiert für eine Individualität im sozialen Prozess. »Multiple Identitäten« meint die Vielfalt sozialer Selbst einer Person, wobei jeder dieser sozialen Selbst ein prekär balanciertes ultrastabiles System sei. Eine konträre Position

lösen. Die Selektion dessen, was über das bloße Erfahren hinaus zu psychischen Erlebnissen und Bewusstseinszuständen verarbeitet wird, wird nach allem derzeit Bekannten maßgeblich emotional moduliert und hängt mit dem zusammen, was Maturana (1990) Emotionieren nennt (vgl. auch u. a. Ciompi, 1997; Panksepp, 1998; Roth, 2001; Cozolino, 2002; LeDoux, 1996, 2002). Unter Emotion versteht Maturana (1990) körperliche Dispositionen zum Handeln, die in jedem Moment den Handlungsbereich spezifizieren,

» Geist ist als heterogene Kollektion von Netzwerkprozessen aufzufassen

in dem ein Lebewesen operiert. Varela & Thompson (1991) ergänzten, dass der Geist als uneinheitliche, heterogene Kollektion von Netzwerkprozessen und keineswegs als einheitliche, homogene Entität aufzufassen sei. Etwaige Analogien zu informationsverarbeitenden Geräten seien nicht mehr aufrechtzuerhalten. Modelle selbstorganisierender Prozesse neuronaler Netzwerke entsprächen der Arbeitsweise des Gehirns als kooperativen Systems weitaus besser.

»Die Psyche« als Konstrukt für die Thematisierung des Besonderen am Individuum kann trotz aller Bemühungen nur artifiziell als Konstante abstrahiert bzw. entdynamisiert oder »eingefroren« werden. Ebenso wie bei sozialen Systemen erscheint es hier sinnvoll, psychische Systeme als variable temporalisierte Prozesse ohne überdauernden Bestand zu betrachten.⁹ Ihre Kontinuität dürfte keine Gleichheit der jeweiligen Zustände beinhalten, denn sie resultiert aus ihrer andauernden Reproduktion ein-

schließlich der dabei entstehenden Abweichungen. Vor diesem Hintergrund werden hier psychische Phänomene als Systeme aufgefasst, welche sich autonom und selbstorganisiert auf der Basis eigener elementarer Operationen der Sinnstiftung und Sinnbewahrung bilden und aufrechterhalten.¹⁰

Nach Niklas Luhmann¹¹ verarbeiten psychische und soziale Systeme Sinn auf der Basis eigener elementarer Operationen, nämlich Bewusstsein (Gedanken) bei psychischen und Kommunikation bei sozialen Systemen.

Bewusstsein operiere nur in der Gegenwart und habe daher keine Dauer. Die Selbstorganisation des Bewusstseins findet außerhalb aller sozialen Systeme statt; ihre Selbstreproduktion kann aber nur in einer sozialen Umwelt erfolgen.

Psychische und soziale Systeme bilden, obwohl sie verschieden operieren und ineinander nicht eingehen, füreinander existenziell unerlässliche Umwelten. Psychische und soziale Systeme erzeugen nach Luhmann Erwartungen mit Orientierungsfunktion. Durch Zuweisung auf dauerhafte Instanzen wie Personen, Rollen, Programme und Werte könnten diese Erwartungen stabilisiert werden. Bewusstsein entwickle sich in Identifikation mit dem eigenen Körper; dadurch lerne man, dass man nicht jemand anderes sei. Dabei ist nach Luhmann zu beachten, dass psychische Systeme und Personen Verschiedenes bezeichnen. »Personen sind Identifikationen, die auf keinen eigenen Operationsmodus Bezug nehmen.

¹⁰ Im Folgenden werden einzelne Bausteine aus dem von Niklas Luhmann errichteten Theoriegebäude entlehnt und für den Ausbau des hier vorgelegten Konzepts verwendet. Da es sich dabei um ein für die klinische Praxis gedachtes Konzept handelt, kann es sich um keinen detailtreuen Nachbau nach Luhmann handeln.

¹¹ Während Luhmann in seinem Hauptwerk aus dem Jahr 1984 *Soziale Systeme* nur ein »marginales Kapitel über Individualität« einfügt (S. 347), widmet er diesem Thema einen ganzen Band, Nr. 6 der Schriftenreihe *Soziologische Aufklärung* (1995).

Sie sind also keine Systeme« (1995, S. 141). Luhmanns Schüler, Peter Fuchs (2009), geht einen Schritt weiter und versteht das psychische System als soziale Interpretation von Hirnereignissen. Auf die Frage, wie das Selbst modelliert werden könne, schlägt er vor, das Selbst als System zu begreifen, das heißt als Differenz und nicht als Realität (Fuchs, 2005, S. 141 f.).

Polyphrenie¹²

Die bisher erörterten Aspekte legen es nahe, eine konzeptionelle Alternative zum Einheitlichkeitskonzept des Psychischen zu erkunden, das heißt mit Bezug auf Menschliches substanzielle durch temporalisierte, einheitliche durch differenzielle Vorstellungen zu ersetzen. Der Verzicht auf Substanzielles wird allerdings mit der Hinnahme einer unausweichlichen Boden- und Haltlosigkeit bezahlt (vgl. Stierlin, 1997). Da eine solche Entscheidung das primäre Bedürfnis nach einer konstanten und daher verlässlichen Welt erschüttert, steht an zu prüfen, ob diese widersprüchlichen Positionen zwischen einer klaren theoretischen Konzeption und dem menschlichen Orientierungs- und Sicherheitsbedürfnis unausweichlich unvereinbar sind oder ob dieser Widerspruch nicht sinnvoll durch ein Sowohl-als-auch aufgelöst werden könnte. Der Verzicht auf quasi verdinglichende Metaphern des Psychischen, sei es als Apparat, Struktur, Ganzheit oder Teile, muss nicht bedeuten, dass man ganz und gar ohne strukturelle Beschreibungen auszukommen hätte. Beim Versuch, einen für die klinische Theorie nützlichen Weg zu finden, um das Psychische zu beschreiben, wird darauf geachtet, Partikulär-Operationales und Synthetisch-Generalisiertes gelten zu lassen, beides aber

¹² Dieser Absatz stellt eine weiterführende Verarbeitung früherer Darstellungen des Konzepts Polyphrenie dar (vgl. Ludwig, 1992, S. 173 f., 2002, S. 150 f., 2011a).

unterschiedlichen Phänomenen zuzuordnen. Dafür wird weiter unten die Unterscheidung von »aktuellem Ich« und »personalem Ich« verwendet.

Im Folgenden wird auf das bisherige Anliegen der Psychologie, »die« Psyche als ein substanzielles »Etwas« zu betrachten, welches empirisch untersucht, anhand seiner Auswirkungen gemessen, beobachtet und beschrieben werden kann, verzichtet und stattdessen versucht, einen anderen, zur Prozesshaftigkeit des Gegenstands passenderen Weg zu gehen. Es wird davon ausgegangen, dass psychische Phänomene bestenfalls mithilfe der Beobachtung von Handlungen im Verlauf von Kommunikation oder Introspektion rekonstruiert werden können. Die Identität – das Kennzeichnende eines Menschen – wird als aktuelle Beschreibung verstanden, die anhand von wiederholten Verhaltensbeobachtungen bei sich oder anderen zu einer Narrative synthetisiert wird. So gesehen, beinhaltet eine Identitätsbeschreibung eine je

zu diesem Zweck als Ergebnis von Selbst- oder Fremdbeobachtungen narrativ gespeichert hat und mitteilen will.¹³ Da aber die Antwort auf die Frage nach dem Ich unausweichlich an der Form Ich/Du ansetzt, zumal ein isoliertes Ich nicht unterscheidbar und daher nicht erkennbar ist, kann davon ausgegangen werden, dass sie immer explizit oder implizit auf eine soziale Relation und so auch auf einen speziellen oder generalisierten Anderen Bezug nimmt. Selbstbeschreibungen führen als Unterscheidung immer den Anderen mit, bei ihnen handelt es sich um relationale Beschreibungen, die auf die Relation Ich/Du hinweisen; sie können daher als *relationale Kohärenzen* bzw. relationale Identitäten oder Selbstes aufgefasst werden.¹⁴

Psychische Systeme werden hier als temporalisierte emotionalkognitive Kohärenzen aufgefasst, die emotional motiviert und kognitiv verarbeitet immer neu auf innere oder soziale Ansprüche in Bezug zu einem bestimmten Sinn reagieren. Diese Kohärenzen entsprechen insofern der Systemdefinition, als sie Komplexität durch Schaffung einer System/Umwelt-Differenz reduzieren. Sie bestehen aus relationierten Elementen – emotionalkognitiven Einheiten – entlang einer Sinngrenze. Sie beziehen sich auf ein faktisches oder innerlich repräsentiertes Gegenüber und rufen darauf bezogen die verfügbaren Strukturen des verkörpernden Menschen selektiv ab. Bereits vorhandene psychische Fähigkeiten (Denken, Fühlen, Erinnern, Motive usw.) sowie solche, die aktuell neu entstehen, werden selektiv mobilisiert

und zu einem jeweils einzigartigen Zusammenhang, zu einer emotional-kognitiven Kohärenz gebündelt. Auf diese Weise emergiert in jeder einzelnen Situation ein *aktuelles Ich*, welches nur so lange besteht, wie es durch Anschluss weiterer emotionalkognitiver Kohärenzen fortgesetzt wird.

Aus dieser Perspektive gehe ich bei der Beschreibung des Psychischen von einer *Polyphrenie* aus und schlage vor, die Möglichkeiten dieses Konzepts zunächst gedanklich zu erkunden – zumal eine empirische Überprüfung weitere Schritte voraussetzt, die zum jetzigen Zeitpunkt kaum möglich erscheinen. Mit Polyphrenie bezeichne

» In jeder einzelnen
Situation emergiert
ein aktuelles Ich

ich das vielfältige Potenzial bzw. Reservoir an einzelnen psychischen Systemen, die ein Mensch aus seinen vergangenen emotionalen und kognitiven Erfahrungen gespeichert hat.¹⁵ So gesehen, stellt das polyphrene Reservoir die Umwelt dar, aus der die psychischen Systeme durch Unterscheidung hervorgehen. Im Verlauf kommunikativer und/oder introspektiver Aktivitäten greift das jeweils entstehende psychische System auf das polyphrene Reservoir eines Menschen zurück, um als solches entstehen zu können. Die aktuellen psychischen Systeme »bedienen« sich selektiv dieses Potenzials, um einzelne Elemente davon zu emotionalkognitiven Aktivitätsmustern zu kombinieren. Psychische Systeme werden hier als Reaktion auf äußere Ansprüche im Rahmen von Kommunikation aufgefasst oder als innerliche

» Fragen nach Identität
finden in sozialen
Kontexten statt

aktuelle selektive Rekonstruktion und Interpretation mancher der vielfältigen Interaktionen, die der betreffende Mensch unterhält oder unterhalten hat, das heißt, eine Synthese aus der Vielfalt der von ihm verkörperten Mitgliedschaften in sozialen Systemen (vgl. Ludewig, 1992). Dies trifft sowohl für die Selbstbeschreibung als auch für die Beschreibung Anderer zu.

Die Fragen nach der Identität eines Individuums – Wer bin ich? Wer bist du? – finden nicht im luftleeren Raum, sondern in sozialen Kontexten statt; die Antwort darauf entsteht dementsprechend situativ als spezifische Selektion aus den Merkmalen, die der Befragte

¹³ Selbstbeschreibungen bringen das Ergebnis der Autorenschaft bzw. Erfindung seiner selbst als Person (vgl. Strnad, 2003).

¹⁴ Unter den vielfältigen Strängen, die diesem Verständnis vorausgingen oder sich parallel dazu entfalteten, seien hier einige erwähnt: *Das dialogische Prinzip* (Martin Buber, 1954); *Ohne Liebe ... keine Sozialisation* (Humberto Maturana, 1985); *Realität = Gemeinschaft* (Heinz von Foerster, 1985), *Zuerst muss man zu zweit sein* (Ernst von Glasersfeld, 1990).

¹⁵ Ausdrücke wie »Potenzial«, »Reservoir« und »Speichern« entstammen zwar der physikalischen Sprache, sind aber bei allem Zweifel kaum durch passendere Begriffe zu ersetzen.

Reaktion auf an sich selbst gerichtete Ansprüche. Bei der Reaktion auf kommunikativ ausgelöste Ansprüche statet das dabei entstehende psychische System das gleichzeitig entstehende Mitglied mit den zur Bewältigung einer sozialen Situation notwendig erachteten Attributen aus. So gesehen, stellen psychische Systeme das intrapsychische Gegenstück zu den Mitgliedern, die ein Mensch in sozialen Situationen verkörpert, dar (vgl. Ludewig, 1992, 2002). In dem anderen Fall, in dem psychische Systeme als Reaktion auf innerpsychische Ansprüche entstehen, muss angenommen werden, dass auch hier mit dem Unterschied von Selbst- und Fremdreferenz operiert

» Polyphrenie bedeutet ein Reservoir an psychischen Systemen, die gespeichert sind

wird, wie auch immer dieser Unterschied hergestellt wird. Selbst ein Denkprozess, der konzentriert über sich selbst reflektiert, führt implizit seine Umwelt mit und wird von dieser beeinflusst. Die Frage nun, ob meditative Übungen, die sich das Umgehen der Ich/Du-Unterscheidung zum Ziel machen, tatsächlich in diesem Sinne erfolgreich sind, dürfte allenfalls auf einer anderen Verständnisebene beantwortbar sein.

Wie dem auch sei, ein flexibler Zugang zu der eigenen Polyphrenie dürfte Garantie dafür sein, dass ein Mensch zu einem gesunden Umgang mit den Erfordernissen seiner wechselnden Umwelten findet. Dabei meint Polyphrenie, anders als wenig überzeugende Darstellungen gleichzeitig parallel wirksamer psychischer Systeme, eine Vielfalt latenter, nicht aktuell wirksamer Möglichkeiten bzw. Potenziale, die je nach Beanspruchung von

den dabei entstehenden psychischen Systemen aktiviert oder neu erzeugt werden. Insofern verkörpert ein Mensch zu einer bestimmten Zeit jeweils nur ein psychisches System. Im Unterschied zu einer flexiblen Anpassung garantierenden Polyphrenie wäre ein eingeschränkter, bis in eine Monophrenie reichender Zustand ein wesentliches Anzeichen für eine reduzierte Fähigkeit, auf die vielfältigen Anforderungen des alltäglichen Lebens adäquat zu reagieren. Polyphrenie bedeutet hier auch nicht die analytische Aufteilung eines homogenen Ganzen in seine Teile, sondern ein Reservoir an abgrenzbaren latenten Kohärenzen, die, einmal aktiviert, das aktuelle Ich eines Menschen ausmachen.

Die Kontinuität im Selbsterleben, also das Gefühl dauerhafter Identität, dürfte wiederum im Wesentlichen darauf zurückgehen, dass alles Erfahren, Erleben und Bewusstsein eines Menschen von dessen miteinander gekoppelten und ineinander greifenden neuronalen Systemen ermöglicht und gespeichert wird. Um auf die Frage nach der eigenen Identität zu reagieren, konstituiert sich ein entsprechendes psychisches System – ein *aktuelles Ich* –, welches im eigenen Reservoir auf Gespeichertes zurückgreift und vergangene Erfahrungen, Erlebnisse und Bewusstseinsinhalte zu einer Narrative selektiv bündelt. Das durch nämliche Frage aktivierte aktuelle Ich synthetisiert aus den bisherigen Erfahrungen passende Merkmale und stellt sie der Person zur Verfügung, damit diese als Mitglied in der entsprechenden Interaktion mit der Beschreibung eines *personalen Ichs* antworten kann. In die personale Beschreibung eines Menschen gehen wohl jene Züge ein, die, ob angeboren oder erworben, das Selbsterleben dieses Menschen prägen und ihn sowohl für sich selbst als auch für andere charakterisieren. Die Unterscheidung von aktuellem und personalem Ich entspricht jener von Prozess und Struktur bzw. von Vergehendem und Beständigem, in gewisser Weise auch der persönlichkeits-theoretischen Un-

terscheidung von *state* und *trait*, wobei an Stelle von *state* eher *process* gehörte. Aber ebenso wie es unangemessen erscheint, von Selbst und Identitäten als von ontologischen Sachverhalten zu reden, erscheint es wenig sinnvoll, diese Begriffe als unsinnig zu entsorgen. Angemessener erscheint es mir, sie weiterhin zu verwenden, allerdings mit einem klaren Bezug zu den Phänomenen, die sie bezeichnen. Damit komme ich gewissermaßen dem Anspruch auf Halt in der Haltlosigkeit nach (vgl. Stierlin, 1994, 1997) und halte mich an die – freilich in einem anderen Zusammenhang entstandene, jedoch nicht minder hilfreiche – Empfehlung Francisco Varelas (1976) für den Umgang mit Dualitäten: »*not one, not two*«, sondern, wie ich meine: *one and two*!

Psychisches System, Mitglied, Person

Tom Levold kritisierte an meinem Mitgliedskonzept, dass es der klinischen Theorie zwar eine Möglichkeit biete, die »personale Dimension« in interaktionellen Systemen aufzugreifen, es aber offen lasse, wie die Vielfalt von Mitgliedschaften, die ein Mensch im Verlauf seines Lebens verkörpere, sich zu »Lebensnarrativen« verdichten und wie Überdauerndes wie Identität, Gedächtnis und Struktur entstehen könne (vgl. Levold, 2008). Diese Aufgabe können die situativ vorkommenden und vergehenden Mitglieder nicht leisten, der »Mensch« als solcher wohl auch nicht. Levold zieht es daher vor, anstelle der von mir vorgeschlagenen Differenz Mensch/Mitglied eine von Mensch und Person zu verwenden. Es liege ihm daran zu erkunden, ob die Person – als soziologisches und nicht als psychologisches Konstrukt – geeigneter als das Mitglied sei, um das Gegenüber in der Systemischen Therapie zu konzeptualisieren. Als Person versteht Levold

einen Komplex von Zuschreibungen, welche die Bildung und Regulierung von Erwartungen in sozialen Beziehungen ermöglichen. Als solche sei die Person eine Adresse für Kommunikation und keine ontologische Kategorie. Die Person als Ensemble der Zuschreibungen und Erwartungen aus den vielfältigen sozialen Situation des Lebens werde in der Eigenwahrnehmung zu einem Kern der erlebten Identität integriert. In der Psychotherapie gehe es thematisch um die Person. Die Änderung der eigenen oder der Person des Anderen sei zentraler Bestandteil vieler therapeutischer Anliegen; daher rühre die Bedeutung der Person für die klinische Theorie. Die Person präsentiere sich zwar als Mitglied in verschiedenen Situationen nur mit jeweils relevanten Teilaspekten. Darüber hinaus aber anzunehmen, dass sie auch mit jeder Mitgliedschaft ihre Identität wechsle, sei doch übertrieben. Es spreche vielmehr vieles dafür, dass Personen bestrebt seien, eine kohärente Identität als »ganze Person« aufzubauen und zu bewahren.

Das in den 1980er Jahren eingeführte Mitgliedskonzept sollte theoriekorrekt und unmittelbar verständlich die sozialen Operatoren bezeichnen, die in Kommunikation entstehen und diese unterhalten. Es sollte erlauben, Entstehung, Verlauf und Auflösung von Problemsystemen als sozialem Prozess zu beschreiben, ohne über Konzepte aus anderen als dem sozialen Phänomenbereich zu stolpern. Um die vielfältigen Interpretationen des Personkonzepts zu vermeiden, bot es sich an, eine sonst kaum verwendete Bezeichnung zu wählen: das »Mitglied«. Dieses bezeichnet als »Glieder« ein Element von einem Zusammenhang und kraft des Präfixes »mit« die Zugehörigkeit zu einer Mehrzahl. Ein Mit-Glieder ist zunächst ein formaler, inhaltsleerer Begriff, der nur im Zusammenhang mit einem spezifischen System erkennbar und beschreibbar ist. Darin erkenne ich seine semantische Brauchbarkeit. Das

Konzept Person hingegen eignet sich dafür, Individuen als Ganzheiten zu bezeichnen, und zwar unabhängig davon, in welchem Zusammenhang sie auftreten.¹⁶ Während das Mitglied ein rein flüchtiger operationaler Begriff ist, der auf die aktuell in sozialen Prozessen Handelnden Bezug nimmt, weist die Person als synthetischer und zeitstabiler Begriff auf inhaltliche Aspekte hin und erfüllt die Aufgabe, die vielfältigen Operationalitäten aus der Vergangenheit eines Menschen im Hinblick auf bestimmte Zwecke zu bündeln und dadurch eine gewisse Vorhersage über sein künftiges Verhalten zu ermöglichen. Gerade durch diese Funktionalität als synthetischer Begriff bietet die Person die notwendige Konstanz und Kontinuität an, um die Operationen von Mitgliedern zu orientieren und einzuschränken. Wollte man dennoch das Personkonzept im Kontext sozialer Systembildung einbeziehen, dürfte es sich für die Beschreibung dessen eignen, wie sich die jeweils entstehenden und vergehenden psychischen Systeme im Verlauf von Kommunikationen geben müssen, um als Mitglied in sozialen Systemen adäquat wirken zu können. Die Person würde dem entstehenden psychischen System als Orientierung dienen, um auf das Reservoir an Handlungsmöglichkeiten passend zurückzugreifen und das Mitglied mit entsprechender Struktur auszustatten. So gesehen, erscheint es mir nicht notwendig, das Mitgliedskonzept durch ein Personkonzept zu ersetzen. Im Gegenteil, beide Konzepte können jeweils unterschiedlichen Phänomenen zugeordnet werden und auf diese Weise nützlich sein.

¹⁶ Während psychische Systeme als abstrakte temporalisierte emotionalkognitive Kohärenzen verstanden werden, stehen Person für eine synthetische soziale Figur und Identität für eine situativ selektierte Erzählung. Diese Begriffe antworten auf unterscheidbare Fragen.

Begriffliche Zusammenfassung

Die Denkfigur »psychisches System« reduziert die Komplexität psychischer Phänomenologie, indem sie als System eine andere, zugänglichere Komplexität schafft. Ihre Emergenz lässt sich als Reaktion auf interne Ansprüche im Verlauf von Introspektion oder auf externe Ansprüche im Rahmen von Kommunikation zurückverfolgen. Obwohl soziale Systeme nicht aus psychischen Systemen bestehen, ist ihre Entstehung ohne Beteiligung psychischer Systeme nicht denkbar. Die Formulierung »Kommunikationen kommunizieren« mag aus einer soziologischen Perspektive, die es allein auf Kommunikation absieht, gut gewählt sein. Für die Zwecke einer Theorie der Praxis,



Der Begriff »psychisches System« reduziert die Komplexität psychischer Phänomenologie

die es immer mit Menschen aus »Fleisch und Blut« zu tun hat, ist sie viel zu abstrakt und, um Praxis zu gestalten, wenig anleitend.

Es geht also darum, die Lücke zwischen einer theoriekonformen abstrakten Betrachtung sozialer und psychischer Systeme und den Bedürfnissen von Psychotherapeuten zu schließen. Gerade dies soll das an anderer Stelle vorgelegte Konzept des Mitglieds (z. B. Ludewig, 1992) und das hier erarbeitete Konzept des psychischen Systems leisten. Die Verbindung zwischen diesen Konzepten für die Belange der Praxis dürfte zusammenfassend am ehesten durch Darstellung der folgenden Sequenz illustriert werden:

Die Ansprüche, die an einen Menschen gerichtet werden, verstören seinen aktuellen Zustand und lösen intrapsychische Reaktionen aus.

- Das verstörte Individuum reagiert emotionalkognitiv in Form u. a. von Gedanken, Vorstellungen, Motiven, wodurch ein psychisches System entsteht, welches durch Anschlussbildung so lange weiter reproduziert wird, wie die spezifische Wirkung der Verstörung anhält.
- Einige dieser psychischen Systeme werden – vermutlich, weil sie in irgendeinem Ausmaß für das Individuum bedeutsam sind – »gespeichert« und erzeugen bleibende Veränderungen im Nervensystem des Menschen.
- Solche »gespeicherten« Einheiten können bei passender Beanspruchung reaktiviert werden, wobei vergangene psychische Systeme neu aktualisiert werden, allerdings in immer neuer, gegenwärtiger Gestalt.
- Diese Einheiten (dynamische Netzwerke) bilden das polyphrene Reservoir, aus dem sich neue psychische Systeme versorgen, um überhaupt entstehen zu können.
- Handelt es sich um kommunikative Ansprüche, reagiert der angesprochene Mensch mit der Produktion eines psychischen Systems, welches die Form einer Person annimmt, um als Mitglied am betreffenden sozialen System teilzunehmen.

Praktische Relevanz

Eine erste Annäherung durch »Teilearbeit«

Die Möglichkeiten, auf innere oder äußere Ansprüche durch Herstellung psychischer Systeme zu reagieren, sind selbstredend von der polyphrenen Vielfalt und Plastizität im jeweiligen Menschen begrenzt. Bei traumatisierten Menschen zum Beispiel weiß man mittlerweile, dass sie in ihren Möglichkeiten, bei relevanten Ansprüchen flexibel auf das polyphrene Reservoir

zurückzugreifen, eingeschränkt sind. Offensichtlich wirken sich bestimmte affektive Spuren im limbischen System als Filter aus, die den Rückgriff auf Reaktionsmöglichkeiten derart einschränken, dass gegenwärtige Wahrnehmungen mit vergangenen Erfahrungen konfundiert werden (vgl. LeDoux, 2002). Dies dürfte auch bei anderen psychischen Beeinträchtigungen wie Ängsten, Zwängen usw. stattfinden, denn, wie Neurobiologen behaupten, die Amygdala vergisst nie! Zudem dürften dominant auftretende psychische Systeme mit negativer Affektivität das polyphrene Reservoir derart intensiv beanspruchen, dass ein Bewusstsein über alternative Systeme gar nicht aufkommen kann. Dies dürfte auch der Fall bei Zuständen unkoordinierter Multiplizität sein.

Die praktische Anwendung des hier vorgestellten Verständnisses psychischer Systeme knüpft nicht unbedingt an eine bestimmte Schule der Psychotherapie an. Egal, ob der Therapeut sich für Verdrängtes, Glaubenssätze, Kollusionen, Externalisierungen usw. interessiert, kann er sich mit den psychischen Systemen, die Probleme erzeugen und erhalten, befassen, aber auch mit solchen, die dem entgegenstehen und daher als Ressource gelten können. Die praktischen Ansätze, die den Menschen explizit als aus verschiedenen Elementen, Anteilen oder Teilen zusammengesetzt betrachten, haben hierzu gezieltere Vorgehensweisen entwickelt. Solche Ansätze finden sich allerorts in der Praxis der Psychotherapie; sie pflegen einen mehr oder weniger »realistischen« oder metaphorischen Umgang mit den ausgemachten oder konstruierten Anteilen ihrer KlientInnen. Schon in der frühen Psychoanalyse sprach man vom Unbewussten als von einem mehr oder weniger unabhängig wirkenden Wesen, das einige Ziele auf eigene Weise verfolgt. An diese Tradition koppeln sich eine Reihe weiterer Ansätze an, welche die Per-

sönlichkeit analytisch aufteilen und den Persönlichkeitsanteilen Ganzheitlichkeit und weitgehende Selbständigkeit zuschreiben, so zum Beispiel in Konzepten der Psychosynthese, der Objektbeziehungsanalyse, der Gestalttherapie, der Transaktionsanalyse, der Ego-State Therapie und der ersten Familientherapien, insbesondere gestalttherapeutischer Prägung wie z. B. bei Virginia Satir. Diese Ansätze werden unter der Bezeichnung »Teilearbeit« zusammengefasst; deren Vertreter berichten von einer hohen Akzeptanz bei ihren KlientInnen. Für eine zusammenfassende Darstellung dieser Ansätze sei hier auf Hesse (2003) verwiesen.

Ein verbreiteter Ansatz der sog. Teilearbeit in familientherapeutischen Bereich stellt das Modell des Internal Family Systems nach Richard Schwartz (1995) dar. Schwartz wendet die im Rahmen der Entwicklung der Familientherapien gewonnenen Erkenntnisse über die Funktionsweise von Familien auf die innere Organisation der individuellen Psyche an. So stellt er beispielweise fest, dass die weitgehend autonomen Subpersönlichkeiten mit-



Die Vorstellung, mehrere Seelen in ihrer Brust zu haben, ist für KlientInnen attraktiv genug, um für Therapie brauchbar zu sein

einander kooperieren können oder in Opposition oder Konkurrenz zueinander geraten können. Dem »Selbst«, das eben kein Teil, sondern das eigentliche Ich ist, obliegt es, die Führung im internalen System zu übernehmen und den einzelnen Subpersönlichkeiten die Rolle zuzuschreiben, die ihnen zusteht. Ein weiterer Ansatz der sich einem *sui generis* Gemisch aus Konzepten der Kommunikationspsychologie, der Humanistischen Psychologie und der Gruppendynamik bedient, stellt das

Modell des »inneren Teams« nach Friedemann Schulz von Thun (vgl. Schulz von Thun, 1998, sowie Schulz von Thun & Stegemann, 2004) dar. Dieses alltagsnahe und leicht eingängige Modell gewann enorm an Popularität, v. a. in der Beraterischen Arbeit mit vielfältigen sozialen Systemen, speziell in der Organisationsberatung. In neuerer Zeit sind solche sog. Multiplizitätskonzepte auch in die hypnotherapeutisch orientierten Ansätze der Familientherapie integriert worden. Gunther Schmidt (2009) verwendet in seiner Arbeit das Modell des »Inneren Parlaments«.

Alle hier kurz erwähnten Ansätze sind aus der Praxis entstanden, wo sie sich in der Regel auch bewährt haben. Offenbar wirkt sich bei Klienten die Vorstellung, mehrere Seelen in ihrer Brust zu haben, genügend attraktiv und nachvollziehbar aus, um für die Therapie brauchbar zu sein. Ziel der therapeutischen Arbeit mit Anteilen ist es, die pathologische Diskontinuität und Desintegration der Anteile meistens unter das Primat eines gedachten übergeordneten Selbsts einzuordnen und auf diese Weise die Harmonie des Ganzen wiederherzustellen. Psychisches wird in der Regel strukturell und hierarchisiert aufgefasst. Diese zugrundeliegende Struktur besitzt einen Kern und um ihn herum eine Reihe von Teilen, die mehr oder weniger konkret und autonom vorkommen. Helm Stierlin (1994) schlägt hierzu vor, eine regelrechte »Anteilspsychologie« zu begründen. Obwohl diese Ansätze sich in der Praxis als kreativ und belebend auswirken, sind sie theoretisch insofern diskutabel, als schon das Reden von »Teilen« an Substantielles erinnert und so auch an die dazu passenden dinghaften Analogien und Kausalitätsannahmen. Betrachtet man andererseits diese sog. Teilarbeit als eine Variante von Externalisierung im Sinne einer multiplen Externalisierung steht sie in keinem Widerspruch zu dieser

konstruktiven Technik der Systemischen Therapie (vgl. White & Epston, 1989).

Mögliche Folgen für die systemische Praxis

Im Hinblick auf praktische Belange steht an zu klären, ob ein auf Prozess und Variabilität konzipiertes Verständnis psychischer Systeme mit den Erwartungen und Möglichkeiten der Praxis kompatibel ist. Diese Aufgabe kann allerdings erst erfüllt werden, wenn ein polyphrenes Verständnis psychischer Systeme Eingang in die Praxis gefunden hat, sei es als Handlungsanleitende Denkweise oder in Form *ad hoc* erdachter Techniken. Davon sind wir noch weit entfernt. Der Rückgriff auf bisherige Konzepte der sog. Teilarbeit dürfte hierzu kaum ausreichen. Die sog. Teilarbeit bietet sich zwar als Metaphorik durchaus an, Menschen bei der Suche nach Ressourcen und Alternativen behilflich zu sein, sie überschreitet aber diesen Bereich, wenn sie die verwendeten Metaphern unbemerkt ontologisiert. Andere, v. a. in den 1980er Jahren entwickelte Konzepte wie die Einbeziehung von Hypothesen über individuelle Motive und Eigenschaften im »systemischen Spiel« (vgl. Selvini Palazzoli et al., 1987), die Betrachtung einzelner therapeutischer Tätigkeit als Arbeit mit nur einem Mitglied eines größeren Systems (z. B. Weber & Simon, 1987; de Shazer & Berg, 1984) bzw. als Familientherapie ohne Familie (vgl. z. B. Weiss, 1988) blieben als theoretische Vorstöße ohne konkrete Folgen. Bei alledem muss man feststellen, dass systemische Therapeuten auch ohne spezifische Konzepte seit Jahrzehnten mit Individuen arbeiten. In Weiterbildungsgängen zum systemischen Therapeuten werden individuelle Settings weitaus häufiger als Therapien mit Familien oder anderen sozialen Gruppen zum Gegenstand der erforderlichen Supervisionen.

Im Hinblick auf die hier interessierende Frage nach der Nützlichkeit des vorliegenden Konzepts über psychi-

sche Systeme für die systemische Einzeltherapie lassen sich diesbezüglich zwei Typen von Settings unterscheiden: Die systemische Therapie mit nur einem Mitglied eines sozialen Systems und die eigentliche individuumszentrierte Systemische Therapie. Mit Blick auf den ersten Typus dürfte es nicht notwendig sein, spezielle, auf das Individuum hin gedachte Konzepte zu entwickeln. Die hierzu notwendigen Anpassungen könnten darauf beschränkt werden, den therapeutischen Dialog mit einem virtuellen, nur durch die Person des einzelnen anwesenden Mitglieds repräsentierten sozialen System zu führen. Bei der Erarbeitung passender Interventionen wäre allerdings zu bedenken, dass die im Gespräch entstehenden Informationen durch den Anwesenden »gefiltert« werden. Demgegenüber ist die Einbeziehung nicht anwesender Personen bei einer regelrechten Einzeltherapie allenfalls beiläufig oder bestenfalls als Kunstgriff zu werten.

Das vorgeschlagene Konzept dürfte sich am ehesten in der Individualtherapie bewähren. Im Unterschied zum Anliegen, die Person des Klienten im

» : Teilarbeit dient den
: Menschen als Meta-
: phorik, um nach ihren
: Ressourcen zu suchen

Ganzen oder in Teilen zu verändern, könnte es unter Verwendung des vorliegenden Konzepts darum gehen, festgefahrene leidvolle Selbstvorstellungen und/oder bedrohliche Umweltvorstellungen sowie die darauf bezogenen Handlungsweisen zurückzudrängen bzw. zu beenden. Alle in der Geschichte der Psychotherapie erarbeiteten Interventionen dienen im Endeffekt diesem Ziel. Aus systemischer Perspektive ließe sich das Ziel einzelner therapeutischer Interventionen

in Abwandlung von Konzepten systemtherapeutischer Arbeit (vgl. Ludewig, 1992, 2005) thesenartig wie folgt formulieren:

■ Jene rekurrent auftretenden psychischen Systeme, die eine wiederholte Reproduktion eines Lebensproblems produzieren und reproduzieren, sollen in das latente polyphrene Reservoir zurückgedrängt oder ganz und gar zur Auflösung bewegt werden; dazu dürfte sich eine geeignete Entemotionalisierung als hilfreich erweisen. Da dies aber in der Regel nicht beliebig erreicht werden kann, müssen in der Therapie Bedingungen geschaffen werden, welche diese Auflösung begünstigen. Eine zentrale Bedingung hierfür ist es, eine tragfähige therapeutische Beziehung herzustellen (vgl. u. a. Brandl-Nebehay, 2003). Sie erfüllt eine doppelte Funktion: Angesichts der notwendigen Destabilisierung der problemtragenden psychischen Prozesse garantiert sie zum einen Sicherheit und Kontinuität; zum anderen bietet sie sich als Szenario an, in dem das Problem mit Einbeziehung des Therapeuten aktualisiert und die interaktionellen Folgen davon mit einer anderen als der erwarteten Gefühlslage erlebt werden können. Auf diese Weise wären beide grundsätzlichen Bedingungen für das Gelingen einer Therapie erfüllt, nämlich die Herstellung eines versichernden Kontexts und die dadurch ermöglichte Erprobung von Veränderung.

Psychische Probleme gehen bekanntlich mit einer Einengung der Perspektive einher, denn die damit verbundene negative Emotionalität drängt eventuelle alternative Erlebnisweisen in den Hintergrund. Jürgen Kriz (2010b) schlägt hierzu vor, sein Konzept des »Sinn-Attraktors« auch auf festgefahrene, rekurrente Dynamiken anzuwenden, die eine einmal etablierte Ord-

nung derart stabilisieren, dass Veränderung erschwert wird. Im Rahmen eines tragfähigen therapeutischen Dialogs entsteht schon durch Einbeziehung eines Unbeteiligten, etwa eines professionellen Helfers, eine Erweiterung der Perspektive beim Klienten. Die nötigen Freiheitsgrade, um die Aufmerksamkeit vom Problem auf Alternativen umzulenken, nehmen dabei zu. Im Verlauf einer auf Überwindung und Alternativen – auf »Lösungen« – eingestellten Therapie, bemüht sich der Helfer um Bestätigung und Würdigung des Klienten. Das trägt dazu bei, dass Entspannung entstehen kann, die dazu notwendig ist, dass sich ein Mensch für Alternativen öffnet, spricht sich von den entwicklungshemmenden Vermeidungsstrategien, die das Problem erhalten, distanziert. Ebenso wie in der Therapie mit sozialen Systemen die Interventionen auf die Destabilisierung und Auflösung der problemtragenden Mitglieder eines Problemsystems gerichtet sind, zielen auch in der Einzeltherapie die Interventionen des Therapeuten auf die Destabilisierung des problemtragenden psychischen Systems, des leidvollen Lebensproblems, welches mit seinen repetitiven Anschlüssen für die Kontinuität des Problemerkommens sorgt. Es ist allerdings selbstredend, dass das Er-

gebnis einer solchen Destabilisierung letztendlich dem Problem durchaus ähneln kann. Das muss kein Misserfolg sein, sofern dies anders und weniger leidvoll erlebt wird. Interventionen, die zum Beispiel auf die Destabilisierung einer Abneigung gegen das Spritzen von Insulin angewandt werden, können den Diabetes nicht »heilen«. Sie können aber helfen, die unvermeidliche Fortsetzung der Insulinsubstitution als weniger zwangvoll und leidvoll zu erleben. Therapeutische Destabilisierungen wirken umso hilfreicher, wenn sie neben dem Versuch, das problemtragende psychische System aufzulösen, gleichzeitig anstreben, entweder polyphren bereits vorhandene Alternativen (sog. Ressourcen) zu reaktivieren und/oder zur Entstehung neuer alternativer psychischer Systeme anzuregen. Für den Therapeuten wiederum dürfte es sich als erleichternd erweisen, sich auf die Destabilisierung nur eines Aspekts im Selbstverständnis des Klienten zu konzentrieren, ohne die Last auf sich nehmen zu müssen, eine »ganze Person« zu verändern. Darin erkenne ich den Nutzen der hier vorgelegten Definition des psychischen Systems für die systemische Einzeltherapie (vgl. Ludewig, 2011b). Da aber theoretische Konzepte bekanntlich nur dann für die therapeutische

WERKZEUGKASTEN

- Gegenüber dem Einheitlichkeitsdenken stellt ein auf Multiplizität aufbauen-des Denken eine theoretisch sinnvolle und praktisch nützliche Alternative.
- Psychische Systeme können als dynamische, immer neu entstehende, auf die eigene Reproduktion stets angewiesene emotionalkognitive Kohärenzen gedacht werden.
- Individuen entwickeln im Lebensablauf ein polyphrenes Reservoir, aus dem sich das Individuum bedient, um auf die Erfordernisse der von ihm verkörperten Mitgliedschaften in sozialen Systemen zu reagieren.
- Individuelle therapiebedürftige Probleme stellen psychische Systeme dar, die ständig reproduziert werden; das Ziel einer Psychotherapie ist es, zur Auflösung dieser Systeme beizutragen.
- Die sog. »Teilarbeit« bietet hierzu eine metaphorische Möglichkeit; spezielle, auf diesem Konzept der psychischen Systeme basierende Therapieansätze müssen aber noch entwickelt werden.

Praxis einen Nutzen erbringen, wenn sie die Einstellung des Therapeuten zu seinen KlientInnen verändern und so auch seine therapeutische Haltung, wird sich erst nach Vollzug dieser Veränderung empirisch klären lassen, ob das vorgeschlagene Verständnis psychischer Systeme tatsächlich praktikabel und nützlich ist.

→ Summary

Psychic Systems: A Useful Concept for Systemic Practice?

Theory formation in the field of systemic therapy has so far focussed largely on social and communication systems. The present article proposes an understanding of intrapsychic phenomena that will hopefully supplement systemic clinical theory as it stands at the moment. In contrast to the unitarian thinking prevalent in this field, it is based on multiplicity. It suggests that individuals constantly generate and embody transient psychic systems consisting of emotional/cognitive coherences grouped around certain intended meanings. These are the *present egos* of the individual. In its turn, the *personal ego* responds with a reported synthesis (narrative) of these (psychic) systems to inquiries into the characteristic properties of an individual. The »stored« psychic systems form the polyphrenic reservoir from which the individual selects appropriate responses to internal demands or the communicative requirements posed by his/her social memberships. For clinical theory, this understanding implies that individual life problems are produced and reproduced by psychic systems. The goal of therapy is to help dissolve such systems. A useful metaphorical tool in this context is »*Teilearbeit*«, i. e. clinical work undertaken with the different part-selves of an individual.

Keywords: psychic systems, emotional/cognitive coherences, multiplicity, polyphrenia, clinical theory, individual systemic therapy, *Teilearbeit*

→ Bibliografie

- Abels, H. (2010²). *Identität*. Wiebaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Berger, P., & Luckmann, T. (1969). *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Bilden, H. (1989). Geschlechterverhältnis und Individualität im gesellschaftlichen Umbruch. In H. Keupp & H. Bilden (Hrsg.), *Verunsicherungen. Das Subjekt im gesellschaftlichen Wandel* (S. 19–46) Göttingen: Hogrefe.
- Boscolo, L., & Bertrando, P. (1996) *Systemic Therapy with Individuals*. London: Karnac; deutsch (1997). *Systemische Einzeltherapie*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- Brandl-Nebehay, A. (2003). Zuhören verbindet – Die therapeutische Beziehung im Spiegel lösungsorientierter und narrativer Ansätze. *Systeme*, 17, 197–210.
- Bruner, J. (1990). *Acts of Meaning*. Cambridge MA: Harvard UP; deutsch (1997). *Sinn, Kultur und Ich-Identität*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- Buber, M. (1954, 1984⁵). Ich und Du. In ders., *Das dialogische Prinzip*. Heidelberg: Lambert Schneider.
- Castells, M. (2010²). *The Information Age. Economy, Society, and Culture*. Vol. I: *The Rise of the Network Society*. Chichester UK, Malden MA: Wiley-Blackwell.
- Ciampi, L. (1982). *Affektlogik*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Ciampi, L. (1997). *Die emotionalen Grundlagen des Denkens. Entwurf einer fraktalen Affektlogik*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Cozolino, L. (2002). *The Neuroscience of Psychotherapy*. New York: Norton.
- de Shazer, S., & Berg, I. K. (1984). A part is not apart: Working with only one of the partners present. In A. Gurman (ed.), *Casebook of Marital Therapy* (pp. 97–110) New York: Guilford.
- Foerster, H. von (1985). Über das Konstruieren von Wirklichkeiten. In ders., *Sicht und Einsicht* (S. 25–41) Braunschweig/Wiesbaden: Vieweg.
- Fonagy, P., Gergely, G., Jurist, E., & Target, M. (2002). *Affektregulierung, Mentalisierung und die Entwicklung des Selbst*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Fuchs, P. (2005). *Die Psyche*. Weilerswist: Velbrück.
- Fuchs, P. (2009). Du bist so nah, als wärest du nicht hier – Überlegungen zur vollkommenen Alterität des SELBST. Unveröffentlichter Hauptvortrag am 8. 5. 2009 bei der 16. Wissenschaftlichen Tagung der Systemischen Gesellschaft in Bochum.
- Gergen, K.J. (1990). Die Konstruktion des Selbst im Zeitalter der Postmoderne. *Psychologische Rundschau*, 41, 191–199.
- Gergen, K. J. (1991). *The Saturated Self*. New York: Basic Books; deutsch (1996). *Das übersättigte Selbst. Identitätsprobleme im heutigen Leben*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- Gergen, K. J. (1999). *An Invitation to Social Construction*. London: Sage; deutsch (2002). *Konstruierte Wirklichkeiten. Eine Einführung zum sozialen Konstruktivismus*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Gergen, K. J., & Gergen, M. (2004). *Social Construction: Entering the Dialogue*. Chagrin Falls: Tao Institute Publ.; deutsch (2009). *Einführung in den sozialen Konstruktivismus*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- Glaserfeld, E. von (1990). Zuerst muss man zu zweit sein. *Systeme*, 4, 119–135.
- Goffman, E. (1959). *The Presentation of Self in Everyday Life*. New York: Doubleday; deutsch (1969). *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. München: Piper.
- Haken, H., & Schiepek, G. (2006). *Synergetik in der Psychologie. Selbstorganisation verstehen und gestalten*. Göttingen: Hogrefe.
- Hesse, P. U. (2003). *Teilearbeit. Konzepte der Multiplizität in ausgewählten Bereichen moderner Psychotherapie*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- James, W. (1892). *Psychology. Briefe Course*. New York: Holt; deutsch (1909). *Psychologie*. Leipzig: Quelle & Meyer.
- Jörissen, B., & Zirfas, J. (Hrsg.) (2010). *Schlüsselwerke der Identitätsforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Keupp, H. (1989). Auf der Suche nach der verlorenen Identität. In H. Keupp & H. Bilden (Hrsg.), *Verunsicherungen. Das Subjekt im gesellschaftlichen Wandel* (S. 47–69) Göttingen: Hogrefe.
- Keupp, H., et al. (1999, 2008⁴). *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. Reinbek: Rowohlt.
- Kriz, J. (1990). Pragmatik systemischer Therapie-Theorie. Teil II: Der Mensch als Bezugspunkt systemischer Perspektiven. *System Familie*, 3, 97–107.
- Kriz, J. (1999). *Systemtheorie für Psychotherapeuten, Psychologen und Mediziner*. Wien: Facultas.
- Kriz, J. (2010a). Systemtheorie als eine Metatheorie zur Integration psychotherapeutischer Ansätze. *Psychotherapie im Dialog*, 11, 28–34.
- Kriz, J. (2010b). Weisen in der Welt zu sein. Die Teilhabe des Menschen an der Mitwelt auf körperlicher, psychischer, psychosozialer und kultureller Ebene. *Systeme*, 24, im Druck.
- LeDoux, J. (1996). *The Emotional Brain*. New York: Touchstone.

- LeDoux, J. (2002). *Synaptic Self. How Our Brains Become Who We Are*. New York: Penguin.
- Levold, T. (1997). Problemsystem und Problembesitz: die Diskurse der sexuellen Gewalt und die institutionelle Praxis des Kinderschutzes. Teil I. *System Familie*, 10, 21–31.
- Levold, T. (1997). Problemsystem und Problembesitz: die Diskurse der sexuellen Gewalt und die institutionelle Praxis des Kinderschutzes. Teil II. *System Familie*, 10, 64–74.
- Levold, T. (2008). Person, Selbst, Mitgliedschaft – Zur Konzeptualisierung des Gegenüber in der Systemischen Therapie. *Kontext*, 39, 127–142, sowie *ISS'ES. Zeitschrift des Instituts für systemische Studien Hamburg*, 20, 50–76.
- Ludewig, K. (1992). *Systemische Therapie. Grundlagen klinischer Theorie und Praxis*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Ludewig, K. (2002). *Leitmotive systemischer Therapie*. Stuttgart: Klett Cotta.
- Ludewig, K. (2005). *Einführung in die theoretischen Grundlagen der systemischen Therapie*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- Ludewig, K. (2011a, im Druck). Zum Menschenbild der systemischen Therapie. Über polysystemische Biologie, Polyphrenie und vielfältige Mitglieder. In H. Petzold (Hrsg.), *Die Menschenbilder in der Psychologie und Psychotherapie*. Wien: Klammer.
- Ludewig, K. (2011b, in Vorb.). Systemische Einzeltherapie – brauchen wir dazu neue Konzepte?
- Luhmann, N. (1984). *Soziale Systeme. Grundriss einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1995, 2008³). Die Form »Person«. In ders., *Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch* (S. 137–148). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Markus, H., & Nurius, P. (1986). Possible Selves. *American Psychologist*, 41, 954–969.
- Martens, W. (1991). Die Autopoiesis sozialer Systeme. *Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 43, 625–646.
- Maturana, H. R. (1985). Reflexionen über Liebe. *Zeitschrift für systemische Therapie*, 3, 129–131.
- Maturana, H. R. (1990). Ontologie des Konversierens. In K. W. Kratky & F. Wallner (Hrsg.), *Grundprinzipien der Selbstorganisation* (S. 140–155). Darmstadt: WBG.
- Maturana, H. R., & Varela, F. J. (1987). *Der Baum der Erkenntnis*. Bern: Scherz.
- Nichols, M. P. (1987). *The Self in the System. Expanding the Limits of Family Therapy*. New York: Brunner/Mazel.
- Panksepp, J. (1998). *Affective Neuroscience. The Foundations of Human and Animal Emotions*. New York/Oxford: Oxford UP.
- Roth, G. (2001). *Fühlen, Denken, Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Rowan, J., & Cooper, M. (eds.) (1999). *The Plural Self. Multiplicity in Everyday Life*. London: Sage.
- Schmidt, G. (2009). Die vielen »Ich's« in mir und Anderen – hypnosystemische Chancen für die Nutzung eigener und interaktioneller Vielfältigkeit für eine multikulturell tolerante Synergie. Unveröff. Vortrag am 9.05.2009 bei der 16. Wissenschaftlichen Jahrestagung der Systemischen Gesellschaft in Bochum.
- Schulz von Thun, F. (1998). *Miteinander reden 3. Das »Innere Team« und situationsgerechte Kommunikation*. Reinbek: Rowohlt.
- Schulz von Thun, F., & Stegemann, W. (Hrsg.) (2004). *Das Innere Team in Aktion*. Reinbek: Rowohlt.
- Schwartz, R. C. (1995). *Internal Family Systems Therapy*. New York: Guilford; deutsch (1997). *Systemische Therapie mit der inneren Familie*. Stuttgart: Pfeiffer.
- Selvini Palazzoli, M., Cirillo, S., Selvini, M., & Sorrentino, A. M. (1987). Das Individuum im Spiel. *Zeitschrift für systemische Therapie*, 5, 144–152.
- Shotter, J., Gergen, K. J. (eds.) (1989). *Texts of Identity*. London: Sage.
- Spengler, Ch. (1997). Psychische Systeme. *Familiendynamik*, 22, 363–395.
- Stern, D. N. (1985). *The Interpersonal World of the Infant*. New York: Basic Books; deutsch (1992). *Die Lebenserfahrung des Säuglings*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Stierlin, H. (1994). *Ich und die anderen. Psychotherapie in einer sich wandelnden Gesellschaft*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Stierlin, H. (1997). *Haltsuche in Haltlosigkeit. Grundfragen der systemischen Therapie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Strnad, V. (2003). Therapeutische Autorenschaft – gibt es so etwas? Was kann der narrative Ansatz uns Therapeuten anbieten? *Systeme*, 17, 211–224.
- Straub, J., & Chakkarath, P. (2010). Identität und andere Formen des kulturellen Selbst. *Familiendynamik*, 36, 110–119.
- Varela, F. J. (1976). Not one, not two. *CoEvolution Quarterly*, 11, 62–67.
- Varela, F. J., & Thompson, E. (1991). *The Embodied Mind*. Cambridge/Mass.: MIT-Press; deutsch (1992). *Der Mittlere Weg der Erkenntnis*. Bern: Scherz.
- Weber, G., & Simon, F. B. (1987). Systemische Einzeltherapie. *Zeitschrift für systemische Therapie*, 5, 192–206.
- Weiss, T. (1988). *Familientherapie ohne Familie*. Kurztherapie mit Einzelpatienten. München: Kösel.
- Welter-Enderlin, R., & Hildenbrand, B. (Hrsg.) (1998). *Gefühle und Systeme. Die emotionale Rahmung beraterischer und therapeutischer Prozesse*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- Welsch, W. (1990, 2003). *Ästhetisches Denken*. Stuttgart: Reclam.
- White, M., & Epston, D. (1989). *Literate Means to Therapeutic Ends*. Adelaide: Dulwich Centre Publ.; deutsch (1990). *Die Zähmung des Monsters*. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.



Anschrift des Verfassers

Dr. phil. Kurt Ludewig
Gronowskistrasse 82
48161 Münster
mail@kurtludewig.de

Kurt Ludewig, geb. 1942 in Valparaíso (Chile), Dr. phil., Dipl.-Psych., Lehrtherapeut für systemische Therapie und Beratung (SG). Von 1974–2004 klinische Tätigkeit an den Unikliniken für Kinder- und Jugendpsychiatrie in Hamburg und Münster. Seit 2008 berätet, nebenher selbständige Tätigkeit als Supervisor und Lehrer. Gründungsvorsitzender des Instituts für systemische Studien Hamburg (1984–1996) und der deutschen Systemischen Gesellschaft (1993–1999). Vorstandsmitglied (2001–05) der NFTO-Kammer der EFTA. Autor zahlreicher Publikationen zur systemischen Therapie, darunter der Grundlagenwerke *Systemische Therapie. Grundlagen klinischer Theorie und Praxis*, Stuttgart 1992, *Leitmotive systemischer Therapie*, Stuttgart 2002, und *Einführung in die theoretischen Grundlagen der Systemischen Therapie*, Heidelberg 2005.

((Anzeige))